Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania".

Ziele.

Von L. Winfeld.

Ein Duft von blühenden Linden, Jasmin und Rosen wogte durch das offene Fenster.

Im Liegestuhl unter dem schattenden Dach, von roten Kletterrosen halb versteckt, eine weiße Frauengestalt.

„Ueber die hat gewiß das Leben immer so einen schützenden, schimmernden Schirm gehalten," dachte Lia mit leis überlegenem Lächeln.

Da hielt der Zug. Gelassen schaute Lia dem Hasten der aussteigenden Reisenden zu. Die kleine Station war nicht ihr Ziel.

Plötzlich fiel der jungen Frau ein: „Du hast ja keine Fahrkarte —?" Sie riß die Tür auf und sprang aus dem sich schon wieder in Bewegung setzenden Zuge. Der Beamte mit der roten Mütze, der ihre Verlegenheit sah, kam ihr höflich entgegen.

„Mein Mann ist auf der vorletzten Station ausgestiegen und hat vergessen, mir meine Fahrkarte zu geben", sagte Lia hastig. „Was fang' ich da nun an?" Die nächste Stadt ist mein Ziel."

Der Inspektor lächelte. „Der Herr Gemahl wird hoffentlich bei der Kartenabgabe das Malheur bemerkt haben. Wollen gleich mal hören. Auf der vorletzten Station, sagten Sie, gnädige Frau?"

Er ging ans Telephon, und es dauerte längere Zeit, ehe er wieder zu Lia kam. „Ja, die Karte lagert dort auf dem Bureau. Ich habe veranlaßt, daß sie hierher geschickt wird. Ein paar Stündchen werden schon vergehen. Wenn gnädige Frau sich inzwischen unsern idyllisch gelegenen Ort ansehen wollen?"

Er schaute stolz zu den sanft sich wellenden Bergen hin, an deren Fuß sich die Siedelung schmiegte.

„Gleich links, die Bahnstraße herum, ist ein wunderschöner, buchenumstandener See, ein kleines Paradies —!" Er bewegte, als stände ein leckeres Gericht vor ihm, schmatzend die Lippen, und seine schwärmerischen blauen Aeuglein schwammen in Wonne.

„Wir nehmen's hier mit der Schweiz auf." — Er geleitete Lia zur Sperre. „Die Dame ist jetzt und nachher ohne Karte durchzulassen."

Er neigte sich tief vor Lia. So lange er konnte, sah er der biegsamen, vollen Gestalt im blauen Reisekleide nach. Das Schrillen des Telephons rief ihn an die Arbeit zurück. Seufzend strich er sich über den mit Sorgfalt und Fleiß emporgewirbelten Schnurrbart. —

Mit einem kleinen, glücklichen Lächeln überließ sich Lia der Führung des schattigen Eschenweges. Dankbar genoß sie die freie Stunde, die ihr der Zufall geschenkt.

Ein weites, blondes Kornfeld zur Seite, Lerchengetön darüber. Ein Landmann mit einer blitzenden Sense, derLia treuherzig grüßte. Freundlich winkte sie ihm zu. Alles an diesem Fleckchen Erde erschien ihr merkwürdig traut und bekannt.

„Wie herrlich ist es, ohne Plan und Ziel zu wandern, nichts vor sich zu haben, als die blaue Ferne — le divin inconnu —!" dachte Lia übermütig.

Plötzlich blieb sie überrascht stehen. Das Duftgewoge von blühenden Linden, Jasmin und Rosen, das sich vorhin wie ein süßer Gruß in ihr Coupé geschlichen, umschmeichelte sie von neuem. Da war ja auch das weiße Haus, an dem der Zug vorübergehuscht. Das rote Zelt leuchtete im Schein der wie ein Goldball über ihm schwebenden Sonne.

Mit purpurnen Gluten überschütteten Rosen über Rosen das Garteneckchen.

Die weißen Finger der Frau im Zeltliegestuhl spielten mit einem Jasminzweig. Sie hielt den braunlockigen Kopf weit zurückgelehnt. Ihre Blicke ruhten wie im mystischen Schauen auf dem Stückchen Azur, das zwischen den goldbestäubten Lindenwipfeln hindurch unter die Volants des Daches lugte.

Kein Friede war in dem schönen, bleichen Gesicht. Etwas Starres — versteinerte Selbstanklage, schien es zu sein — gab dem jungen Antlitz das Aussehen einer Maske. Die abgezehrten Hände, die überschlanken Glieder unter dem weißen Gewand waren die einer Schwerkranken.

Lia stand wie verzaubert. Ihre Hände falteten sich. Die Ueberraschung, die ihr anfangs beinahe einen Schrei auf die Lippen gezwungen, ging schnell in tiefes Mitleid über.

Herma! — Die Frau, die mit allen Mitteln der Koketterie nur das eine Ziel verfolgt, der blonden Lia den Geliebten zu rauben. Sie hatte dies Ziel erreicht, doch nun — —?

Lias tiefe, ernste Augen füllten sich langsam mit Tränen, während sie die Kranke betrachtete. Scheu wollte sie davonschleichen. Da raschelte ein Zweig am Gitter, den Lias Kleid gestreift. Die Frau im Zelt wandte den Kopf der Straße zu.

Wie weggewischt, war die Starrheit in ihrer Miene. Sie fuhr empor, um sogleich ächzend in die Kissen zurücksinken. Der Jasminzweig glitt zu Boden. Die durchsichtigen Hände streckten sich mit unnachahmlich süßer, demütiger Bitte Lia entgegen.

„Lia —!"

Die blonde Frau konnte nicht widerstehen. „Ich komme," sagte sie mit halberstickter Stimme. Sie ging einige Schritte am Gitter entlang bis zur Pforte, an der sie läutete.

Ein Hund jagte kläffend vom Hause her. Ein leiser Zuruf der Frau im Zelt ließ ihn verstummen. Eine Dienerin in Schwarz mit weißer Haube und Schürze öffnete.

„Du bist's, Lia. Du kommst zu mir," stammelten die blassen Lippen der Kranken wieder und immer wieder. „So hat mein Brief, der soviele Irrfahrten gemacht, Dich endlich doch erreicht!"

Etwas Getröstetes kam in ihre Züge und wandelte das zarte Gesicht im Nu in das eines Kindes.

Lia kniete neben dem blauen Seidenpfühl des Lagers. Ein paar eigenwillige, rote Rosen, die — den Bemühungen des Gärtners zum Trotz — nicht mit den anderen an den Zeltsäulen emporrankten, legten sich kosend an die Wange der blonden Frau.

„Wie schön und — blühend Du bist!" sagte die Kranke bewundernd. Nur ein ganz leises Zittern in ihrer Stimme verriet schmerzliche Bitterkeit.

Mit Anstrengung gab sie ihrem Ton einen Anflug von Frische und Festigkeit. „Hier liege ich nun schon so manchen Tag und warte — auf Dich."

„Auf mich?" Lias Erstaunen war zu groß, als daß es der Kranken entgehen konnte.

„Du kommst nicht auf meinen Brief?"

„Nein — ein Zufall — —"

„Ein Zufall nur!" Von neuem gruben sich die Runen der Qual um Hermas weichen Mund. „So hast Du mir auch nicht vergeben!"

Lia nahm herzlich die bleichen Finger, die auf der blauen Decke umhertasteten, in die ihren. „Ich habe Dir längst vergeben, Herma. Siehst Du, jede Tat trägt ihren Lohn und ihre Strafe in sich selbst. Du hättest mir übrigens nichts rauben können, was wirklich mir gehörte. Harald hat eben Dich geliebt."

Sie kam nicht weiter. Die Kranke richtete sich mit Mühe auf, legte die Arme um den Hals der einstigen Jugendfreundin und den schönen Kopf mit dem seidigen Braunhaar auf Lias Schulter. Herma weinte. Kein Laut ringsum, als dies leise Klagen, das in einer Flut von Tränen die Schuld von einer armen Menschenseele spülte.

Lia streichelte mitleidig den gebrechlichen Rücken, den ihre kräftigen Arme stützend hielten. Der große Hund, derWächter des Hauses, schlich mit fragenden Augen in das Zelt, drückte sich eng an den Stuhl und leckte den schmalen Fuß im weißen Schuh, der unter der Decke hervorsah.

Eine Amsel begann in schluchzenden Tönen in der Linde vor dem Zelt zu schlagen, verstummte aber jäh mitten im Lied.

Lia legte die Stillgewordene in die Kissen zurück. „Sprich nicht," bat sie, als sie die Anstrengung der fieberheißen Lippen, Worte zu formen, sah.

Die Kranke griff nach dem Glase mit moussierender Flüssigkeit, das neben ihr stand. „Was auch soll ich Dir sagen!" begann sie, ihre aufgesprungenen Lippen mit einem feinen Tuche trocknend. „Daß jede Schuld auf Erden sich rächt, hat jeder Tag meiner Ehe mit peinlicher Deutlichkeit bewiesen.

Früher als an mir, begann an Harald die Reue zu nagen. Nur, daß sie ihn nicht, wie mich, auf das Siechbett warf, sondern ihn von mir trieb, mitten hinein in einen Taumel fragwürdiger Freuden.

Vor mir empfand er — wenn auch höflich verhehlt — Grauen. Ich fühlte es bis in die Fingerspitzen hinein."

Sie machte eine müde Pause. Ihr Gesicht, das sich vorher schwach gerötet hatte, war jetzt aschfahl.

Lia erhob sich besorgt und wollte die Klingel auf dem Tisch in Bewegung setzen.

„Laß bitte," sagte die Kranke. „Ich bin dem Zufall, der Dich zu mir geführt, so dankbar. Ich hätte nicht sterben können ohne Deine Vergebung."

„Du wirst nicht sterben —". Lia beugte sich erschüttert über sie. „Nun Du weißt, daß ich Dir und Harald nicht zürne, wird alles wieder gut."

In die Augen Hermas kam eine seltsam transzendentale Klarheit. „Ich werde sterben. — Nun, Lia, kommt die Bitte, die Du mir nicht abschlagen darfst. Siehst Du, Harald sehnt sich nach Dir. Ich weiß es, seit ich seine Ungeduld, seinen Schmerz sah, als mein Brief an Dich immer wieder zurückkehrte."

„Ich bitte Dich, Lia, vergiß Deinen Stolz — — werde sein Weib. Nur, wenn Du mir das versprichst — — — aber was ist Dir? Du wirst so blaß?"

Lia setzte sich neben das Lager auf ein niederes Polster. „Die Reise", stammelte sie, „ich fühle mich angegriffen —"

„Verzeih tausendmal —! Herma drückte auf den Klingelknopf, der in eine Säule des Zeltes eingelassen war. „Eine Erfrischung für das gnädige Fräulein," befahl sie der geschmeidig herbeihuschenden Pflegerin.

Die Verlegenheit in Lias Gesicht prägte sich deutlicher aus. Als die kokette Schwester mit federndem Gang enteilt, sagte sie entschlossen: „Hast Du Dich nie gefragt, Herma, warum Deine Briefe mich nicht erreichen konnten?"

Die Kranke stützte sich plötzlich lebhaft auf ihre Ellenbogen. Das fliegende Rot der ersten Ueberraschung färbte von neuem ihre Wangen. „Du bist doch nicht etwa — verheiratet?"

Als sie Lias bejahendes Kopfneigen sah, ließ sie sich schwer auf den Stuhl zurückfallen. Jeder Blutstropfen wich aus ihren Wangen, ihren Lippen.

„So ist die Hoffnung auf Sühne vergeblich gewesen," murmelte sie tonlos, und auf einmal in wilde Leidenschaft ausbrechend, schrie sie gellend: „Nicht um Dein, um Haralds Glück ist es mir zu tun!"

Ein Hustenanfall schüttelte sie. Sie drückte das weiße Tuch an die Lippen, ein Blutstropfen hing daran.

Lia nahm sie wie eine Mutter in die Arme.

„Du redest von Glück und Unglück, als hinge unser Leben davon ab. Die Ziele, die wir uns stecken, bestimmen unseren Weg. Und mag er auch durch Wüsten führen —!"

„Du Arme," unterbrach Herma sie mitleidig. „Auch Du bist also nicht glücklich — —"

„Ich darf an einem Platze, den ich auszufüllen vermag, meine Pflicht tun", sagte Lia schlicht. „Mehr Glück, als ich verdiene."

Die Dienerin erschien mit einer Platte voll Speisen. Während ihre flinken Hände Teller und Gläser ordneten, lag Herma unbeweglich, die Augen weit und bewundernd auf Lia geheftet.

„Ich wollt', ich wär' wie Du," sagte sie, als sie wieder mit der Freundin allein war. „Immer war mein Ziel das falsche. Den letzten Trost, daß mein Tod Haralds Glück gründen könne, nimmst Du mir nun auch."

In Lias stillen Augen lag ein erhabener Friede, als sie sie jetzt zwingend auf Herma ruhen ließ.

„Die Vorsehung hat Dich gerade so gewollt, wie Du bist. Und auch das Ziel, an dem Du schließlich anlangst, wird das rechte sein. Die ewige Gerechtigkeit muß Dich nur, da Du blind an ihr vorübergingst, auf Umwegen und durch viel Leiden zum Frieden führen."

Ein langes Schweigen entstand. Die Kranke hielt die Augen geschlossen. Es schien, als habe Erschöpfung sie übermannt.

Lia erhob sich sacht, um die Pflegerin herbeizurufen. Da schauten die prächtigen, dunklen Sterne plötzlich strahlend zu ihr auf.

„Ich danke Dir, o, ich danke Dir." Die fieberheißen Hände umspannten Lias Rechte. „Eine Offenbarung ist mir soeben geworden. Es gibt ein Ziel über Glück und Unglück hinaus. Es wird mir gelingen, ehe ich sterbe, Harald aus seichtem Trubel, der ihn elend macht, zu Großem emporzuführen."

Innige Freude breitete Rosenschein über das zarte Gesichtchen. So schön wie in diesem Moment war Herma in ihren blühendsten Tagen nicht gewesen.

Lia zog die schmalen Finger der Kranken an ihre weinenden Augen, ihre Lippen. Sprechen konnte sie nicht.

Wie eine Träumende schritt sie den Pfad, den sie gekommen, zurück. Eine feine Wolke von Wohlgeruch, den sie sich nicht erklären konnte, begleitete sie. Erst am Bahnhof bemerkte sie den Jasminzweig, mit dem Herma gespielt, in ihrer Hand. Kosend streichelte sie die reinen, weißen Blüten mit den goldenen Herzen.

Am Stationsgebäude kam der schneidige Inspektor eilig auf sie zu.

„Hier ist die Karte, gnädige Frau. O ich bitte recht sehr, hat nichts zu sagen. Ihr Zug geht in vier Minuten. Bitte, dort drüben."

Er paßte sich ihrer beschleunigten Gangart an. „Haben gnädige Frau nicht viel Schönheit zu sehen gekriegt?" fragte er selbstbewußt.

„Viel Schönheit!" antwortete Lia mit Ueberzeugung.

Sie stieg, den Jasminzweig sorglich in der Hand, in ein leeres Abteil. Der Inspektor schnellte die Hacken zusammen.

„Vielleicht nehmen gnädige Frau sich noch einmal unser Städtchen zum Reiseziel?" Seine schwärmerischen Augen hingen bewundernd an Lias Gesicht.

„Es wär' ein Ziel, aufs innigste zu wünschen," sagte die blonde Frau ernst.

Der Inspektor strahlte. Er hatte Hamlet gelesen. — Er verbeugte sich noch einmal. Die Pflicht rief ihn fort.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Eine Rauchsäule schlängelte sich von der Lokomotive her langsam nach rückwärts, hob sich, alle Erdenschwere unter sich lassend, zu den goldschimmernden Lindenwipfeln empor, als suche sie dort ein fernes hohes Ziel.

Als sollte es ein Zeichen sein.

Ein Erlebnis in der Sommerfrische von Alfred Helfferich.

Elfriede äugte verstohlen, während sie in kleinen Bissen ihre ziemlich umfangreiche Portion Himbeereis kleinkriegte, zum andern Ende der Tafel hinunter. Natürlich, sie war neugierig . . .

Es war ihr ja schließlich nicht zu verargen. Es gab doch endlich eine Abwechselung, vielleicht gar, hoffte sie, ein Ereignis. Schon ein paar Male, besonders in den flüchtigen, beklommenen Abendstunden hatte die junge Dame so eine Art, wie sie ungewiß definierte, Langeweile verspürt. Weiß Gott! immer so unter diesen langsamen, nur erholungssüchtigen und nur trägen ältlichen, würdigen Leuten herumzusitzen und die häuslichen oder gediegenen Gespräche der Mutter und des klugen, abgeklärten Professors anhören zu müssen, war allmählich doch zu dumm geworden.

Jetzt saß also dort am anderen Tafelende der neue Gast. Sehr keck und belustigt saß er dort, und gar nicht neulingsmäßig . . . Elfriede hatte abgezählt, das Dutzend war jetzt gerade voll. Ein Dutzend Sommerfrischler, auf den Mann . . und auf eine größere Zahl war ja wohl das enge, altmodische und weltverlorene Kurhaus auch gar nicht eingerichtet.

Der neue Mann mußte sich wohl oder übel eine detaillierte Musterung gefallen lassen. Er ließ sie mit Humor über sich ergehen. Schon beim Braten hatten die Herrschaften so ziemlich alle wissenswerten Geheimnisse aus dem Grünling herausgeholt. Daß er ein Maler sei, ein Künstler also, ein Großstädter sogar, wurde wohlgefällig vermerkt.

Und der Maler quittierte in behaglicher Stimmung die Aufmerksamkeit, die er da erregte. Es machte wahrhaftig Spaß, so im Mittelpunkt bürgerlicher Bewunderung zu stehen.

Gregor verfehlte denn auch nicht, für seinen Teil seine Mitgäste auszuhorchen und sich in die Verhältnisse einweihen zu lassen. Als das Dessert an die Reihe kam, wußte er schon, ohne sich sonderlich bemüht zu haben, die sämtlichen Verwandtschaftsgrade, Berufe, Geschäfte . . . und was sonst an Aufklärung nötig war. Es gab wirklich fast kein Geheimnis mehr. Und daß zwischen dem Professor dort drunten, der mit seinem großen, blonden Bollbart sehr stattlich der Tafel präsidierte, und der einzig vorhandenen jungen Dame, die dort in der Nähe saß, sich ernste Fäden angesponnen hatten, hätte der Maler bald herausgebracht, ohne daß es ihm von der dicken, aufgedonnerten Frau Rat so geheimnisvoll zugewispert worden wäre.

So war also die allgemeine Lage . . . Da ließ sich denn das Programm für die zwei, drei Wochen, die Gregor vorgesehen hatte, rasch und bequem aufstellen.

Sicher, irgendwelche Sommerabenteuer standen nicht in Aussicht. Gregor taxierte noch einmal die junge Dame, als sie gerade wieder ihre neugierigen Augen heraufgehen ließ. Kleinstädterin, kalkulierte er. Sie hat Gemüt, was so heißt, und scheint klug und aufgeweckt und voll Leben. Wirklich, der Professor hat recht, sie hat Herz und Zeug zur Hausfrau, es wird eine solide Ehe . . . Viele Kinder . . . Aber dann stutzte er plötzlich: Alle Wetter! brillante Augen hat sie . . .

Der Maler in ihm war erwacht. Und Elfriede schrak recht zusammen, als sie ihre Augen so heftig und jäh festgehalten fühlte, und beugte das rotangehende Gesicht schnell über ihren Teller . . .

Und dann hielt er die nächsten Tage sein Programm getreulich ein und gedieh, er spürte es, an Leib und Seele. Er ließ sich nur so aufs schöne Leben los, schlief, faulenzte, vegetierte, streunerte die Gegend ab, die paar versteckten Dörfchen, und die wenig begangenen, unversehrten Tannenwälder auf der Höhe, und gab sich mittags und abends an der Tafel und später im kleinen, dunkelnden Kurgärtchen, wenn die Gesellschaft sich bei ruhigen, schönbürgerlichen Abendgesprächen fortplauderte, in verschwenderischen Launen undStimmungen aus. Es gehörte sich so . . .

Am nächsten Morgen war er dann wieder irgendwohin ausgeflogen . . . .

Inzwischen ging der Professor mit bedächtigen Schritten aufs Ziel. Nur keine Eile redete er sich zu . . . Wer so in die vollen Jahre gekommen ist, hat doppelte Ueberlegung notwendig.

Der Herr Professor war eben tatsächlich von seinen vielen Jahren schon etwas angesteckt . . .

Und dann geschah es langsam . . . Ein Wunder war es ja am Ende nicht . . . Elfriede hatte knapp ihre achtzehn Jahre, in ihrem Herzen abenteuerte es, ob sie wollte oder nicht. Der Professor, so sehr sie ihn schätzte und würdig fand und als akzeptablen Hausherrn goutierte, war doch immer, ohne daß sie es natürlich in klaren Gedanken zugab, mit seiner nüchternen, erlebnisfernen Absichtlichkeit so eine Art Dusche auf ihr sprudelndes Gefühl gewesen . . . Ja . . . und Gregor war jung, war Leben, war anders, war das Abenteuer, irgendwie . . .

Sie hat brillante Augen! so hatte es beim Maler angefangen. Es waren helle, bläulich getönte Augen, die immer spiegelten und voll seltsamer, wechselnder Schatten hingen.

So sah er an Anfang nur die Augen, die ihm aber, so oft er sie halten wollte, rasch davonflogen. Und er war gereizt . . . Ja, auf seinen einsamen Spaziergängen hingen diese blauen Spiegel plötzlich irgendwo zwischen den Bäumen, daß er sich bald nicht mehr auskannte.

Sie ist eine hausbackene Kleinstädterin, ergrimmte er sich dann, sie soll ihren Professor nehmen, da paßt sie hin . . . Sie soll mich in Ruhe lassen . . . Und er hieb mit seinem derben Bergstock zornig in die Luft hinein, als müsse er da irgendein Gespenst in die Flucht schlagen. Und wenn er dann am Abend mit dem Professor zusammenkam, wurde er wortkarg und fühlte sich irgendwie in Schuld.

Was nutzte es ihm? Eines Tages saß er im Taleck, ein halbes Stündchen vom Kurhaus ab, auf der Bank, die dort, primitiv genug, zwischen den Tannen aufgezimmert war, und neben ihm saß Elfriede. Es war nun zwar kein außergewöhnliches Ereignis, sie hatten schon oft gemeinsame Spaziergänge unternommen . . . . Aber heute saßen sie und sprachen nicht, nur sein rechter Arm, der auf der Rückkehr der Bank lag, berührte ganz leicht die Schultern des Mädchens . . . Sonst nichts . . .

Und andere Tage kamen . . .

Gregor wurde dieses merkwürdige Schuldgefühl nicht los. Als wäre er ein Eindringling oder ein Dieb.

Elfriede ging in einem leisen, fast sichtbaren Glanz umher. Es waren ja keine bestimmten, faßbaren Gedanken, die sie hatte, es lag aber irgendwie in der Luft, es strömte mit jedem Atemzug in sie herein. Und sie brauchte und wollte auch nicht mehr. Für deutliche Gedanken, sie spürte es von fern, waren diese Dinge nicht.

Aber dann geschah es an einem späten Nachmittag, als über die Talwiese von den jenseitigen Tannen heraus schon die ersten blaßblauen Schatten liefen, daß der Professor, wie es übrigens schon vorher ein paar Male geschehen war, dem jungen Paar begegnete, das gerade vom nächsten Dorf zum Kurhaus heimging. Es war der ganz gewöhnliche Spaziergang gewesen, den Gregor ja täglich, einmal mit der Mutter, einmal mit Elfriede, gelegentlich mit dem Professor oder dem und jenem Kurgast, wie es sich traf, in diesen sich abkühlenden Stunden zu machen pflegte. Ein Spaziergang innerhalb der großen Familie gewissermaßen, der keiner Erklärung bedurfte.

Und auch heut war kein besonderer Tag . . . Nur stockte der Professor, der zuerst mit einem freundlichen Wort vorbeigehen wollte, einen Augenblick, als wäre ihm plötzlich ein Licht aufgegangen, setzte aber dann doch seinen Weg fort. Nach einigen Schritten blieb er nachdenklich stehen, drehte sich um und schaute dem Pärchen nach, das in diesem Augenblick von der breiten Talstraße auf den Wiesenpfad zum Kurhaus hinauf abbog und jetzt über den Rand der blassen Bergschatten in den noch beglänzten Wiesenhang hinaustrat. Es war dem Professor fast eine Offenbarung.

Und plötzlich stieg ein leichter Schmerz, sehr physisch, ein fernes Gefühl der Ermüdung, in ihm empor. Fast eine Mahnung. Und mit zäher Bewegung, einen festen Entschluß in den Augen, setzte er sich zum Kurhaus heim in raschen Gang.

Nach dem Abendbrot hatte er dann seine Unterredung mit der Mutter . . . Es regelte sich schnell . . . Elfriede wurde gerufen . . .

Sie stand, als ihr die Eröffnung gemacht war, mit blassen Wangen und betroffenen Augen. Sie wollte sprechen und suchte, wußte aber keine Worte. Die letzten, süßen Tage, sie spürte es, sie sah es fast, schwammen ihr langsam fort. Und plötzlich, sie wußte ja nicht, wohin, brach sie in Tränen aus . . . Sie weinte laut . . .

Der Professor war erschüttert: „Komme ich zu spät?" Ganz klar sah er endlich die Dinge . . .

„Ich weiß nicht . . . Ich weiß ja nicht . . ." flehte das Mädchen. Dann sagte es mit schmerzlicher Betonung: „Nein . . . Nein . . ." ging aber gleich aus dem Zimmer und in die Kammer hinauf . . .

So waren also die Dinge unterwegs. Bis in die späte Nachtstunde saßen der Professor und Gregor auf der Veranda beim Wein, der bläulich, von einem sehr klaren Mondschein gefärbt, in den Gläsern stand. Und der ältere Mann erzählte . . .

Eigentlich, es war ein kleines, schwungloses Dasein . . . Nüchterne Jugend, früh erkannte und früh ergriffene Pflicht, viel Resignation auf die Dinge des schönen Lebens, wenig gegebene, wenig empfangene Liebe, ein Leben, arm an verlockenden Gelegenheiten, und zuletzt ein wenig Hoffnung noch, die auch schon Stück um Stück abzubröckeln begann, bis Elfriede kam . . .

Und Gregor saß und hörte zu . . . Es waren schlechte, mühevoll gezwungene Worte, etwas müd und immer mit dieser scheuen, stummen Bitte . . . Und Gregor hörte zwischen die Worte hinein.

Als die nächste Frühe die Nebel von der Wiese aufhob und dort schon, zwischen den Glanzrädern der Nebelrisse durch, ein Fleck Sonne aufs nasse Gras fiel, schritt der Maler mit langen Schritten den Pfad hinauf, der hinterm Kurhaus ziemlich schnell zur Höhe und in die Tannen stieg. Oben sah er zurück, da hatte das Haus unter ihm ein ganz rotglühendes Dach . . .

Als sollte es ein Zeichen sein . . .

Liebe durch den Draht.

Daß die Liebe selbst inmitten der schweren und aufreibenden Arbeit der Fernsprechämter und der Telegraphenapparate sich seine Stätte erobert, zeigt eine englische Zeitschrift an einigen romantischen Beispielen. Die Liebe durch den Draht fordert alljährlich ihre Opfer; erst vor wenigen Jahren wurde durch einen solchen Fall dem Londoner Fernsprechamt eine sehr tüchtige junge Beamtin entführt. Ein in England weilender Amerikaner war von dem Wohlklang der Stimme, die ihm bei seinem Anruf beim Amte stets antwortete, so begeistert, daß er jeden Vorwand benützte, um die unbekannte Telephonistin anzuklingeln und ein paar Worte mit ihr zu wechseln. Er verliebte sich geradezu in die Stimme; und das Ende des Abenteuers vollzog sich dann ohne die Vermittlung des Drahtes, ein Rendezvous wurde verabredet; und das Ende begleiteten die Hochzeitsglocken. Immerhin war hier der Klang und die Wirkung einer menschlichen Stimme im Spiele; viel merkwürdiger ist es, daß auch die Telegraphie als Ehestifterin Erfolge verzeichnet. In England erzählt man im letzten Jahrzehnt eine ganze Reihe von Fällen, in denen Telegraphenbeamte junge Telegraphistinnen heirateten. Es scheint fast, daß die Beamten ein sehr sicheres Gefühl dafür haben, ob am anderen Ende des Drahtes ein Mann oder eine Frau telegraphiert; den Anfang machen dann ein paar Scherztelegramme — bis oft genug der Standesbeamte die Pflichtvergessenen zusammentut.